

Zeit
4. II. 1917

Mein Vetter vom Lande.

Eigentlich ist er gar nicht mein Vetter. Wenigstens vor dem Krieg war er es nicht und mußte sich mit dem unbestimmten Grad eines sehr entfernten Verwandten mit dem Ton auf „sehr“ begnügen. Aber da der Krieg befanntlich den Zusammenhalt der Familien wesentlich gefördert hat und uns erkennen ließ, wo die wahre Wurzel eines gesunden Volkslebens zu suchen ist, so ist es keineswegs zu verwundern, wenn unser Verhältnis zu Heinrich an Intimität gewonnen hat. Ich habe namentlich im letzten Jahre seine biedere Art, seine ehrliche Offenheit und seine von jeder Ueberkultur weit entfernte Lebensauffassung schätzen gelernt. Uebrigens besitzt er eine Geflügelzucht.

Die gesamte Familie teilt meine Gefühle für den plötzlichen Vetter. Wenn früher vereinzelte Stimmen erklangen, die schließlich auf verschiedene Anklagen wegen allzu lauten Schnarchens bei der „Tristan“-Aufführung, wegen schwer kompromittierender Aussprache englischer Wörter und polizeiwidriger Krawatten nur die eine mitleidige Entschuldigung vorzubringen wußten: „er ist doch sehr ein anständiger Mensch,“ so haben wir nun alle eine Reihe der vortrefflichsten Eigenschaften an ihm entdeckt, die keineswegs erschöpft sind, wenn ich Eier, Butter und Enten aufzähle. Die Gänselebern, die mein Vetter nach Wien sendete, verrieten einen ungewöhnlich hohen Grad sittlicher Vollkommenheit, und die Herzen der Familie flogen ihm nur so zu. Die Bande der Zusammengehörigkeit wurden bei einigen so stark, daß ich mich veranlaßt sah, plötzlich von leidenschaftlicher Sehnsucht erfüllt zu werden, sein trautes Heim endlich einmal kennen zu lernen. Also schrieb ich ihm einen wunderschönen Brief, der mit den besten Gefühlen und heiligsten Absichten der Menschheit förmlich geladen war. Es hieß darin, es wäre seit Jahren mein sehnlisches Wunsch gewesen, ihn an der Stätte seiner Tätigkeit sehen zu können, und endlich sei es mir möglich geworden. Womit ich alle Konkurrenz von Sokratischen, geistlichen Reuchterbassern und weiblichen Gefühlen kurzerhand aus dem Felde schlug.

Mein Vetter wohnt selbstverständlich in Mähren. Das zu erwähnen, ist eigentlich überflüssig, denn wo in der Welt können sich die Gänse in Zeiten wie die jetzigen noch entschließen, eine Leber zu haben? Dazu bedarf es der ganzen, weltbekannten mährischen Noblesse und des berühmten guten Herzens, wie es nur an den Ufern der Thaya und der March gedeiht. Heinrich lebt in der Nähe eines kleinen Städtchens, in das mich ein freundlicher Zug nach achtmaligem Umsteigen auch pünktlich beförderte. Auf dem Perron stand schon die stämmige Gestalt meines Vetters im verächtlichen kurzen Lederpelzrod. Dieses Mäddchen spielte seinerzeit in der Anlagenschrift gegen seinen Träger eine nicht unwesentliche Rolle. Schien Heinrich doch gewissermaßen unaußhörlich damit bekleidet zu sein, auch wenn er den engsten schwarzen Bratenrod trug, den jemals ein Trauzeuge getragen, und seine Handschuhe vor lauter Glace gen Himmel schrien. Damals fanden wir das Mäddel hässlich, unelegant, unmöglich. Jetzt scheint es mir so bieder und echt, wie der ganze Mann, und ich sonne mich in den Strahlen des Wortes „Scholle“, die zauberhaften Glanz verbreiten. In diesem Strahlenkreis tritt Heinrich auf mich zu und spricht, nachdem er mich rechts und links gewissenhaft abgesehen, mit Geist und Grazie: „Gries dich Gott! Ich bin ein trater Michel, das weis tu, und mich freit's, tas du kommst! Mir wer'n tich scho auffiettern!“ Das hat kein Schiller 'dicht', das hat kein Goethe g'schrieb'n... Die Worte meines Vetters sind überhaupt über den Verdacht der Klassizität erhaben. Mir klingen sie dennoch hold und süß.

Heinrich spricht jenes reizende Deutsch, wie man bemerkt, das unter dem Namen „Friederlich“ weithin rühmlichst bekannt ist durch seinen Wohlklang und seine Anmut. In S. fällt es nicht weiter auf, rumpelt und poltert es doch so von allen Seiten. In dem Städtchen ist vor nicht langer Zeit eine Elektrische gebaut worden, die den Stolz der Einwohnerschaft bildet, und mein Vetter meint, es werde mir sicher Freude machen, so was zu sehen. Da mir eine Elektrische natürlich ein durchaus ungewohnter Anblick ist, besteigen wir den kleinen Kasten, und Heinrich übernimmt also gleich die Bügel der Regierung. Er kommandiert dem Schaffner, er überschaut mit Feldherrnblick den Wagen, und heißt zwei Mädchen mehr zusammenrücken, damit ich Platz finde. Willig gehorcht man, alle Welt kennt ihn, alle Welt erlöst ihn. Er nimmt es als selbstverständlichen Tribut hin. Bei der Endstation erwartet uns der Wagen, der uns auf das Gut meiner Verwandten befördern soll. Dieses Gut hieß vor dem Kriege „eine kleine Defonomie“ und bei Böswilligen „Dauernhof“. Jetzt ist es avanciert und scheint, nach dem Inhalt des Wagens, das Abancement wohl zu verdienen. Denn da erwartet uns ein freundlicher Gentelkorb mit allen Freizeitsachen des Landes. Mein Vetter sucht sich einige eigens für ihn bereitete Brötchen und bemerkt dabei, er könne Rauchspeck überhaupt nur mit sehr viel Butter zusammen vertragen. Ich erschauere in Ehrfurcht vor so viel Distinktion und Bornehmtheit. Dann beschwört mich der Wadere noch eingehend, ich solle niemals, niemals glauben, daß der Prager Schinken aus Prag stamme. Jedes einzelne Stück dieser vortrefflichen Delikatesse komme aus Brünn, und wer es anders sage, sei ein Schuft und ich solle ihn zu ihm schicken. Das verspreche ich feierlich, und so erreichen wir den Hof in schönster, kommender Eintracht.

Dort übernimmt mich meine Cousine und zwei junge Cousinen, die mich ebenso nach dem strengen Gleichgewichtsprinzip abflüssen wie der Familienvater und mich in mein Zimmer geleiten. Vor Waichen und Frisieren werde ich eindringlich gewarnt, und als ich doch meine